

Besprechungen = Comptes-rendus

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **3 (1923)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen. -- Comptes-rendus.

JOSEF BICK, *Die Schreiber der Wiener griechischen Handschriften*. (I. Band des Museion, Veröffentlichungen aus der Nationalbibliothek in Wien, 1920. Verlag von Ed. Strache, Wien—Prag—Leipzig. 128 S. und 52 Tafeln in Lichtdruck. Größe 36 × 27 Centimeter).

Dieses prächtige Werk bildet den ersten Band von Veröffentlichungen aus der Nationalbibliothek (früher Hofbibliothek) in Wien, die unter dem Titel „Museion“ erscheinen sollen. Berücksichtigt sind hier aber auch die griechischen Handschriften der anderen Wiener Bibliotheken, namentlich die 43 Codices der von Giov. Fr. de Rossi gesammelten Bibliotheca Rossiana (jetzt im Hause der Jesuiten). Die Nationalbibliothek besitzt noch über 1000 griechische Handschriften (24 wurden im Februar 1919 von der italienischen Waffenstillstandskommission weggenommen und nach Italien gebracht). In vielen dieser Handschriften nennen die Schreiber (wie in anderen Handschriften) am Schluß des Textes, den sie kopierten, ihren Namen, und geben zugleich an, wann und wo sie ihre Arbeit vollendeten. Oft machen sie auch noch andere Angaben. Das sind interessante Notizen, aus denen man wertvolle Aufschlüsse über die Person und den Stand der Schreiber, und für die Datierung der Codices, für die Textgeschichte der Autoren, und auch für die allgemeine Kulturgeschichte gewinnt, denn dadurch werden (wie Prof. Bick im Vorwort betont) einflußreiche Kulturzentren festgestellt und in ihrer ganzen Bedeutung erst voll erkannt.

Schon Bernard de Montfaucon, der Schöpfer der griechischen Paläographie, schenkte daher den Unterschriften in den griechischen Codices die größte Aufmerksamkeit und teilte in seiner *Palaeographia Graeca* (Paris, 1708) viele Proben mit. In unserer Zeit haben Marie Vogel und Victor Gardthausen (der Verfasser der trefflichen „Griechischen Paläographie“), in mühevoller Arbeit die Namen der Schreiber von ungefähr 5000 Codices gesammelt (iDe griechischen Schreiber des Mittelalters und der Renaissance. Leipzig, 1909. XXXIII. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekwesen. XII und 508 Seiten). Sie bezeichneten es aber als dringend notwendig, daß auch ein photographisches Corpus der Schreiber hergestellt werde, in welchem Schriftproben von allen zu finden seien. Das nun leistet Prof. Bick hier wenigstens für die Schreiber der griechischen Handschriften Wiens. Für einen Großteil der Pariser Handschriften hat schon Henri Omont diese Arbeit in zwei Publikationen unternommen (*Facsimilés des Mss. Grecs des XV. et XVI. siècles reproduits en photolithographie d'après les originaux de la Bibliothèque Nationale*. Paris, 1887. — Fac-

similés des Mss. Grecs datés de la Bibliothèque Nationale du IX. au XIV. siècle. Paris, 1891.). Und für Moskau und Petersburg taten das Gleiche Ceretelli und Sobolevski (*Exempla codicum Graecorum litteris minusculis scriptorum annorumque notis instructorum. Codices Mosquenses, Mosquae, 1911; Codices Petropolitani, Mosquae, 1913*).

Prof. Bick sah sich genötigt, da die alten Kataloge der Wiener Hofbibliothek mancherlei Unrichtigkeiten und viele Lücken aufweisen, Handschrift für Handschrift neu zu untersuchen. Und er teilt in ausführlicher, sorgfältiger Beschreibung die Unterschriften von 180 Codices mit und berichtet über alles, was sich über die Schreiber, die Schrift, den Schreibstoff, die Ausstattung und den Einband, und über die Geschichte der Codices sagen läßt; und er schließt dann das Werk mit 52 vorzüglich gelungenen Lichtdruck-Abbildungen, die vom Jahre 925 bis zum Jahre 1500 gehen. Alle Schreiber sind vertreten, von denen bisher keine Schriftproben vorlagen. Wenn die Schrift eines Schreibers schon durch eine gute Abbildung bekannt ist, so wird nur die Beschreibung der Handschrift gegeben, und es wird auf die Werke hingewiesen, in denen sich jene Abbildung findet. Ursprünglich war beabsichtigt, mit den Abbildungen bis zum Jahre 1600 zu gehen, doch Erwägungen finanzieller Natur nötigten davon abzustehen. Immerhin werden die Schreiber des 16. Jahrhunderts wenigstens im Text behandelt.

Sehr gut hat der Verfasser daran getan, in einem Anhang auch die vielen Codices (50 an der Zahl) in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen, welche Unterschriften haben, die nicht autograph sind oder die bisher unrichtig gelesen wurden: so hat er manche bisherige Annahme berichtigt und künftige Forscher vor Irrtümern bewahrt, und er hat sich selbst gegen den Vorwurf geschützt, als ob er gewisse Codices übergangen hätte. — Angenehm für den Leser der Schriftproben ist es, daß stets angegeben ist, wo der betreffende Text bereits gedruckt ist.

Wertvoll sind ferner die vielen Indices, die dem Werke beigelegt sind: sie enthalten alphabetische Verzeichnisse der Schreiber, der Schreiborte, der Besteller, der Vorbesitzer und endlich ein Verzeichnis aller Handschriften anderer Bibliotheken, welche im Zusammenhang mit den Wiener Codices erwähnt werden, sei es, daß sie von denselben Schreibern herrühren, oder daß sie anderswie zum Vergleich herangezogen werden.

Im Vorwort teilt der Verfasser einige für die Paläographie interessante Beobachtungen mit, die er bei der Durchsicht der Codices machte, z. B.: Es weist auf abendländische Provenienz hin, wenn am Schluß der Bogen sogenannte Kustoden oder Reklamanten stehen (die ersten Worte des folgenden Bogens). In lateinischen Handschriften trifft man diese Kustoden schon im 11. Jahrhundert, in griechischen erst seit etwa 1300 und zwar nur vereinzelt und nur in solchen, die im Abendland geschrieben wurden. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Brauch der Kustoden allgemein. — Es weist auch auf abendländische Provenienz hin, wenn in

Pergamenthandschriften die Blätter der Bogen so gelegt sind, daß die erste Seite des Bogens eine Haarseite ist; in den orientalischen Handschriften beginnen die Bogen stets mit einer Fleischseite. Diese Beobachtung bestätigt, was schon frühere Paläographen in dieser Hinsicht sagten. — Was die Art des Pergaments betrifft, so ist die Verwendung von Kalbpergament vorherrschend.

In den Papierhandschriften schenkte der Verfasser den Wasserzeichen besondere Aufmerksamkeit, und es ist interessant zu sehen, wie es ihm dadurch (mit Benutzung des bekannten Werkes von Briquet über die Wasserzeichen) öfters gelingt, Codices genauer zu datieren und zu lokalisieren.

Man sieht, der Verfasser hat nichts vernachlässigt, um ein Werk von hoher wissenschaftlicher Bedeutung zu schaffen. Das Buch verdient um so größere Bewunderung als es in Wien erschienen ist, trotz der schwierigen Zeitverhältnisse. Den Druck besorgte die Gesellschaft für graphische Industrie in Wien, den der Lichtdrucktafeln die Kunstanstalt Max Jaffé in Wien.

Freiburg im Üchtland.

Dr. Fr. Steffens.

V. LOEWE und M. STIMMING. *Jahresberichte der deutschen Geschichte*. Jahrgang II: 1919. Breslau—Oppeln 1921, Priebatsch's Verlag. 100 S.

Von den „Jahresberichten der deutschen Geschichte“, dem Ausläufer der „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“, deren ersten Band in der Mai-Nummer 1921 dieser Zeitschrift besprochen worden ist, ist nun der zweite Jahrgang erschienen, der die sich auf Deutschland und die Schweiz beziehenden historischen Publikationen des Jahres 1919 verzeichnet. Er ist ebenso sorgfältig und intelligent ausgearbeitet wie sein Vorgänger. Auch die Anlage ist in der Hauptsache dieselbe geblieben; immerhin ist die Anzahl der Kapitel verändert und der Stoff mehrfach nach neuen Prinzipien eingeteilt worden, ein Verfahren, das bei einer regelmäßig erscheinenden Publikation wohl vermieden werden sollte. Außerdem ist zu sagen, daß die neue Klassifizierung nicht immer einen Vorzug bedeutet; wenn z. B. der „Revolution 1848/49“ ein besonderes Kapitel eingeräumt ist, so kann dies doch nur mit einer nicht alljährlich wiederkehrenden Erscheinung, nämlich der zufälligen Veröffentlichung mehrerer Werke über jenes Ereignis begründet werden. Auch daß bei der Geschichte des Mittelalters die Rubrik „Kirchengeschichte“ ganz weggefallen ist (es finden sich dafür zwei getrennte Abschnitte, einer unter „späteres Mittelalter“, einer unter „Rechts-, Verfassungs- und Sozialgeschichte“) wird man nicht ohne weiteres als eine Verbesserung empfinden. Immerhin ist aber die Hauptsache geblieben, nämlich die Methode, kurz und bisweilen auch leicht kritisch zu resümieren an Stelle der in den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft“ überhandnehmenden Manier, bloß aufzuzählen. Stichproben scheinen mir

wiederum den Beweis geliefert zu haben, daß die Verfasser auf Grund eigener Lektüre geurteilt haben.

Die Geschichte der Schweiz ist wie bereits erwähnt, auch in dem vorliegenden Jahrgang regelmäßig berücksichtigt; der im ersten Band als wünschbar bezeichnete weitere Ausbau ist dagegen auch jetzt noch an der „Ungunst der Verhältnisse“ gescheitert.

Basel

E. Fueter.

KAWERAU SIEGFRIED. *Synoptische Tabellen für den geschichtlichen Arbeitsunterricht vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*, herausgegeben unter Mitarbeit von Fritz Ausländer, Heinrich Reintjes und Fritz Wuessing. Verlag von F. Schneider, Berlin SW. 65 Tabellen in Atlasform. Preis geb. Fr. 7.50. Zu beziehen in der Basler Bücherstube. —

Diese Tabellen sind ein interessanter und beachtenswerter Versuch, das gesamte Kulturleben der neueren Zeit, d. h. der letzten 4—5 Jahrhunderte in seiner Mannigfaltigkeit nach Zweigen der Tätigkeit und nach Ländern geordnet übersichtlich nebeneinander zu stellen. Und zwar ist nun einmal nicht das politische, sondern das wirtschaftliche und soziale Leben an erste Stelle gerückt und nimmt den größten Raum ein; dann folgt das geistige Leben: Religion und Kirche, Philosophie und Wissenschaft, Künstlerisches Leben, Erziehung, am Schluß innere und äußere Politik der Regierungen. Es ist erstaunlich viel in diesen Tabellen magaziniert, wertvolles Material mit Liebe zusammengetragen für den, der aus ihnen zu lesen versteht. Das ist aber nicht der Mittelschüler, für den sie gedacht sind, höchstens der Student oder der Lehrer und Journalist, der bereits weiß, wo und wie er etwas zu suchen hat. Dieser wird den Verfassern dankbar sein für die große und kundige Arbeit, mit der sie aus allen möglichen Werken hier wertvolle Andeutungen zusammengestellt haben.

Frauenfeld.

Th. Greyerz.

FRITZ WUESSING. *Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Berlin und Leipzig, Frz. Schneider, 1921. VIII und 315 Seiten.

Wuessings „Geschichte des deutschen Volkes“ ist ein Ausdruck der Zeitstimmung; der Stimmung, welche nach Erschütterung und Zusammenbruch die Ursachen zu ergründen und neue Wege zu entdecken sucht, welche auch die geistige Einstellung und wissenschaftliche Methode der Vorkriegszeit für unzulänglich und schuldig und deshalb reformbedürftig hält. Der Verfasser, welcher Geschichte „aus tragisch-heroischem Geiste erlebt“ hat, will durch sein Buch den Versuch machen, „aus der großen Not der Zeit herauszuhelfen“ (Vorwort, p. VII). Er hofft dies zu erreichen, nicht durch neue Spezialforschung, durch Beibringung von neuem Tatsachen-

material, sondern durch Neuordnung des bisher Bekannten und durch seine Ergänzung in geistesgeschichtlicher und wirtschaftlich-sozialer Richtung. Der Gebildete, nicht nur der Gelehrte, soll damit die geschichtliche Erkenntnis vertieft, erweitert, berichtigt erfassen können, vor allem aber, er soll sie innerlicher in sich aufnehmen und stärker in sein Leben und Wirken hinüberströmen lassen. Das Buch bringt also keine neue Tatsachewahrheit, sondern es macht in bestimmter, nicht in erster Linie wissenschaftlicher Absicht den Versuch neuer Gestaltung.

Was Wuessing in seinem Vorwort als Recht und Pflicht des historischen Schriftstellers in Anspruch nimmt, steht in scharfem Gegensatz zu dem, was hervorragende Historiker der ältern Schule als erste Aufgabe ergriffen haben: Die aus den Quellen geschöpfte geschichtliche Wahrheit gereinigt und geordnet darzustellen, ohne selbst durch eigene Reflexion und Spekulation hervorzutreten. Alles deutet darauf hin, daß eine mehr sammelnde Periode der Geschichtschreibung durch eine mehr darstellende abgelöst werden wolle. Man kann sich dessen freuen, ohne zu vergessen, daß der große Darsteller zugleich alle Tugenden und Kenntnisse des scharfen und geduldigen Forschers besitzen, also gewaltigen Anforderungen gerecht werden sollte. Man mag auf diesem Wege arbeiten, ohne sich zur früheren Methode in Gegensatz zu stellen und in gegenteilige Einseitigkeit zu verfallen. Die staatlich-militärisch gerichtete Forschung muß vielleicht energischer, als es bisher geschehen ist, durch Kulturgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte ergänzt, aber nicht durch sie verdrängt werden. Wuessing, welcher mehr auf Darstellungen als auf Quellen fußt, welcher in „hohem Grade subjektiv verfahren“ ist, welcher mit philosophischem Sinn und sittlichem Urteil an die Ereignisse herantreten und die „Gier und Hast nach Stoff und Ereignissen“ (Vorwort, p. VI.) vermeiden will, um die geistigen Strömungen herauszuheben, ringt in interessanter Weise um die große, eindruckliche Darstellung, ohne eine etwas scharfe Tendenz zu vermeiden und ohne die neue Art in allen Teilen ganz überzeugend zur Erscheinung zu bringen.

Der Verfasser betont sehr stark das Organische, Notwendige und Überpersönliche der geschichtlichen Entwicklung. „Zwangsläufig“, „schicksalhaft“ und „tragisch“ sind die Epitheta, die ständig wiederkehren. Tatsächlich wird denn auch seine Darstellung des Entwicklungsganges sehr geschlossen. Sie hebt an mit der Charakterisierung des Absolutismus, welcher, getrieben von finanzpolitischen Gedanken und begleitet von neuen wirtschaftlichen Formen und Möglichkeiten den mittelalterlichen Ständestaat zersetzt. Dann läßt der Verfasser geschickt die „geistige Revolution“ heraufwachsen, die in der Reformzeit Preußens einen Fortschritt erzwingt, nach 1815 in scharfen Widerstreit gerät mit der reaktionären Strömung, aber immer mehr innerliche Kraft gewinnt durch die fortschreitende Industrialisierung, Kapitalwirtschaft und soziale Umschichtung. Und dieser Gegensatz zwischen feudaler und bürgerlich-liberaler Zeit wird von Bismarck.

dem genialen Taktiker, in tragischer Gebundenheit des „Blutschicksals“ nicht gelöst. Er, der Junker, vermag Liberalismus, Nationalitätenidee und Sozialismus nicht eigentlich zu ergreifen, sein cäsaristisches Ideal nicht zu erreichen: „Napoleonisch war sein Grundimpuls, eine absolutistische Demokratie zum Gipfel zu führen, nur fühlte seine historisch intuitive Gabe, daß andere Imponderabilien in Preußen-Deutschland berücksichtigt werden mußten“ (p. 123), eine Auffassung, die hier nur ausgesprochen, aber nicht weiter begründet wird. Seit Bismarck aber blieb der Gegensatz unversöhnt: „... es blieb ein nur mühsam wieder gut zu machender Verlust, daß in der deutschen Geschichte die einseitig politisch liberale Epoche infolge des Ausfalls der wirklichen Regierung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm überschlagen wurde und auf die feudale gleich die Ära der Zersetzung aller klaren Zielrichtungen unter Wilhelm II. folgte“ (p. 159). In diesem nicht überwundenen Geiste einer vergangenen Zeit, von Epigonen ins Frevelhafte gesteigert, erkennt der Verfasser den eigentlichen Grund von Deutschlands Verhängnis. Aber der Zusammenbruch wird den Fortschritt bringen; der Schluß des Buches steht mitten in der Gegenwart, ist nicht mehr Geschichte, sondern Kampf für ein neues, demokratisches Deutschland.

Der Versuch — „ein sozialpsychologischer Versuch“ heißt der Untertitel des Buches —, erfreut durch die Ernsthaftigkeit des Tones, durch die geistreiche Art der Durchführung bestimmter Gedanken, durch zahlreiche, interessante statistische Angaben, durch einen fesselnden, wengleich da und dort unnötig belasteten Stil. Die Erzählung kommt oft zu kurz; der Verfasser will ja nicht einfach berichten, was geschehen ist, sondern er spricht über die Ereignisse; den chronikartigen Charakter will er bewußt vermeiden, nicht überall — wie mir scheint — zum Vorteil eines klaren Eindruckes. Und Auffassungen, die bisher mit wissenschaftlichen Gründen gestützt wurden, können wohl wiederum nur mit wissenschaftlicher Forschung und Methode bekämpft werden, nicht nur mit Aufstellung einer durch Nachdenken, neue Auswahl und Verknüpfung erreichten Ansicht.

In einer Zeit großer geschichtlicher Umwälzungen wird auch die Wissenschaft von der Geschichte sich neu auf ihre Methoden und Ziele besinnen. Nach dieser Richtung gibt Wuessings Buch wertvolle Anregung.

St. Gallen

Werner Näf.

F. STÄHELIN. *Das älteste Basel*. Zweite verbesserte Auflage, Basel 1922.

Mr. le prof. Stähelin vient de consacrer un important mémoire aux découvertes faites dans le sous-sol de la colline de la Cathédrale de Bâle, d'abord siège d'une bourgade rauraque, puis d'un vicus romain, avant de devenir le coeur de la cité médiévale. Ce travail tient compte de toutes les découvertes et observations faites depuis près d'un siècle par un groupe de savants bâlois, et il est illustré de plans dressés par Mr. le Dr. K. Stehlin avec sa compétence et sa précision habituelles.

Sur cette hauteur, les Raurici avaient établi un village fortifié, un oppidum, défendu du seul côté facilement accessible par un fossé large de 20 m et profond de 5 m. En plusieurs points de la colline, particulièrement aux environs de la Cathédrale, on a constaté l'existence de fonds de cabannes qui ont livré des fragments de vases. Ces recherches sont rendues naturellement fort compliquées du fait des constructions modernes qui occupent tout cet emplacement. Cet oppidum paraît contemporain du village fouillé il y a quelques années sur l'emplacement de l'usine à gaz: tous deux appartiennent à la fin de l'époque gauloise. L'auteur admet, d'accord en cela avec Mr. Major, que ces deux établissements seraient antérieurs à la migration helvète. Brûlés à ce moment, seul celui de la Cathédrale aurait été relevé de ses ruines après la défaite de Bibracte. A première vue cela paraît assez vraisemblable bien que l'archéologie gauloise ne soit pas encore en état d'établir avec une suffisante précision la chronologie de cette période de transition.

Mais que, sous la domination romaine, le village de l'usine à gaz soit devenu la station d'Arialbinnum, connue seulement par les itinéraires, cela nous paraît inadmissible, puisque en ce point les fouilles n'ont relevé aucune trace d'occupation postérieure au I^{er} siècle avant notre ère. Pour le moment nous devons encore renoncer à identifier ce relais.

En revanche, sur la colline de la Cathédrale se développait un petit vicus, qui, à en juger d'après certains des fragments retrouvés, devait posséder quelques constructions importantes. Mais ce n'est qu'au IV^e siècle, lors de la ruine définitive de la colonie voisine d'Augusta, qu'il prit tout son essor; il fut alors enfermé dans une solide muraille dont certaines parties ont été retrouvées. Les documents contemporains nous font connaître son nom: Basilea.

Quant à la forteresse de Robur bâtie par Valentinien dans les environs de Basilea, il faut renoncer à l'identifier, comme on l'a déjà tenté à mainte reprise, avec la place forte de la colline de la cathédrale. Avec raison l'auteur évite de formuler à ce sujet de nouvelles hypothèses.

Zurich.

D. Viollier.

SAC. EDOARDO TORRIANI. *Storia ecclesiastica di Mendrisio dalla metà del secolo decimoquinto a noi*. Como, Scuola tipografica Casa divina Provvidenza, 1922, p. 158.

Più che una storia, nel senso vero del vocabolo, è un notiziario limitato agli avvenimenti ecclesiastici di Mendrisio, succedutisi da mezzo il secolo XV in poi, dove fanno successivamente la loro comparsa, talvolta breve, talvolta fulminea addirittura, gli uomini cui furono affidati i destini delle due parrocchie mendrisiensi dei Santi Cosma e Damiano e di San Sisinio alla Torre. Sono notizie tratte in gran copia, con mano felice e con buon intuito, da tutte le fonti archivistiche onde l'A. poteva disporre: chiesastiche, civili, criminali, familiari e personali; ma quasi sempre sem-

plicemente esposte, tenuemente collegate e poveramente commentate, così da potersi dire più che altro una cronologia locale, ridotta ai fatti interni della chiesa e ai fatti esterni aventi una qualche attinenza con quelli.

L'A. non teme la sincerità e la schiettezza in una materia in cui gli scrittori ecclesiastici sono piuttosto inclinati a larveggiare; tal che riesce a dare, pur a traverso alla veste prevalentemente frammentaria, un quadro verace delle tristi condizioni morali in cui giaceva il popolo, e con esso gli stessi uomini del clero, e le stesse famiglie da cui i detti uomini spiccavano a getto quasi continuo.

Seguono alcuni cenni intorno alle chiese filiali della parrocchia principale dei SS. Cosma e Damiano, e intorno alle corporazioni religiose che fiorivano nel borgo di Mendrisio, nonché piccole memorie biografiche su alcuni personaggi di rilievo, sia del clero secolare, sia del clero regolare. **Abbozzi**, per gran parte, su materiali di seconda mano.

In generale, la materia non fu elaborata; ciò che senza dubbio nuoce al lavoro e al suo A., il quale avrebbe potuto, con tanto materiale pazientemente raccolto, fare qualcosa di più interessante, di più compiuto, di più decisivo. Questo rimprovero non sorprenderà punto l'A., poichè egli sa e confessa di aver fatto opera manchevole e affrettata, buttando là « alla carlonaccia » l'abbondante materiale di cui disponeva.

E'pure un peccato ch'egli non abbia data maggior cura ad illustrare la storia artistica che s'innesta e s'allega a quella religiosa. Anche le notizie che possono interessare i cultori dell'arte, scarse d'altronde, sono vuote o incompiute o stinte. Mancano spesso, in tutta l'opera, i precisi riferimenti d'archivio, in modo che difficilmente si saprà rintracciare, volendo, i documenti donde quelle notizie sono state tolte; e dei passi più notevoli mancano anche le precise citazioni documentarie, indispensabili a chi si propone d'intraprendere un'opera di maggior lena o di approfondire una questione di natura particolare.

Non ostante queste mende, è da ammirarsi la diligenza e la continuità delle ricerche, la sincerità del racconto e l'amore grande per il paese e per la sua gente di cui l'A. dà manifeste e non dubbie prove.

L u g a n o.

L u i g i B r e n t a n i.

HANS JAKOB AMMANN, genannt der Thalwyler Schärer, *Reiß ins Globte Land*. — 4. Auflage mit 69 Abbildungen, besorgt von August F. Ammann. — Zürich, Polygr. Institut 1919/21. — 4°. 250 S.

In den Jahren 1612 und 1613 unternahm der Zürcher Arzt Hans Jakob Ammann eine Palästina-reise. Von Wien aus zog er über Konstantinopel und Kleinasien nach Jerusalem, von da auf dem alten Karawanenweg nach Kairo und Alexandria, worauf er über Italien nach Zürich zurückkehrte. Seine Erlebnisse hat der scharf und vorurteilslos beobachtende Zürcherarzt im Jahre 1618 im Drucke herausgegeben. 1630 und 1678 erlebte das viel gelesene Büchlein Neuauflagen; dann geriet es in Ver-

gessenheit. Eine vierte, 300 Jahre nach der ersten erscheinende Neuauflage verdanken wir einem Nachkommen des «Talwyler Schärers», August F. Ammann, dem Schöpfer der prächtigen Monographie über die Familie Ammann, eines Werkes, dessen Bedeutung weit über das rein Genealogische hinausgeht. Diese 4. Auflage der Reisebeschreibung ist deshalb besonders wertvoll, weil ihr zahlreiche Abbildungen von Persönlichkeiten und Städten beigegeben sind, die Ammann besucht hat und zwar ausschließlich in Bildern aus der Zeit des Verfassers, sodaß sie das Dargestellte in derjenigen Gestalt wiedergeben, wie sie jener gesehen hat. Text und Illustration bilden so eine wertvolle Quelle für die Kultur- und Kunstgeschichte. Sie sind von einem eingehenden Kommentar begleitet, zu dem neben dem verstorbenen Professor Furrer, Pfarrer am St. Peter in Zürich, der Herausgeber einen Teil der Notizen beigegeben hat, während der Hauptanteil August Waldburger, Pfarrer in Basel, zukommt.

Zürich.

Hans Nabholz.

MAX KÜRSTEINER. *Appenzell-Außerroden von der Landteilung bis zum Ausscheiden der Schweiz aus dem Deutschen Reiche 1597–1648.* Zürcher Diss. Trogen 1920. IV und 150 S.

Vor nun genau 26 Jahren ist von Dr. Karl Ritter eine Arbeit über «die Teilung des Landes Appenzell im Jahre 1597» erschienen. Die vorzüglich durchgearbeitete Monographie scheint die zeitweise etwas in den Hintergrund getretene Appenzellische Historiographie frisch belebt zu haben. Denn seither sind beinahe in unaufhaltsamer Folge — meist in den zu Trogen herausgegebenen Appenzellischen Jahrbüchern — weitere, zum Teil äußerst wertvolle, auf die Appenzeller Geschichte Bezug nehmende Darstellungen und Beiträge geliefert worden. Erst in neuester Zeit sind auch zwei Dissertationen erschienen, wovon die eine, vom Jahre 1919, uns das Gerichtswesen und die Hexenprozesse in Appenzell vor Augen führt, während mit der andern, der hier vorliegenden und im Jahre 1920 herausgekommenen Arbeit die Forschung in die Geschichte des einen der im Jahre 1597 geschaffenen Halbkantone eindringt. Es ist das Max Kürsteiner's Dissertation über «Appenzell-Außerroden von der Landteilung bis zum Ausscheiden der Schweiz aus dem Deutschen Reiche, 1597–1648».

Kürsteiner's Arbeit belehrt uns über die Anfänge des neuen Staatswesens und über die Stellung, welche dasselbe in den ersten Jahrzehnten nach seiner Konstituierung in der Eidgenossenschaft eingenommen hat. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher die Landesteilung vom Jahre 1597 und deren Folgen erörtert werden, gliedert sich die Arbeit in zwei Hauptteile: einen ersten, den Aufbau und den Ausbau des eigenen Staatswesens darstellend, und einen zweiten, über Appenzell-Außerroden als Glied der Eidgenossenschaft handelnd. Wir könnten auch trennen in einen konfessionellen und einen politischen Hauptabschnitt.

Im ersten Hauptabschnitte führt uns der Verfasser die Nöte des damals geschaffenen Staatswesens Appenzell-Außerrhoden vor Augen. Die Sorgen beginnen schon bei der Errichtung des eigenen Regimentes, wobei von den sechs Rhoden (nämlich Urnäsch, Herisau und Hundwil hinter, und Trogen, Teufen und Gais vor der Sitter) nicht weniger als drei — Trogen, Herisau und Hundwil — um die Erhebung zum Hauptort wetteifern. Entgegen einem eidgenössischen Vermittlungsvorschlag wird nicht Herisau, sondern Trogen zum Hauptorte erkoren, im übrigen aber eine genaue Teilung des Regimentes zwischen Trogen, Hundwil und Herisau vorgenommen.

Die Souveränität des neu errichteten Staatswesens suchte zuerst der Abt von St. Gallen — Bernhard Müller von Ochsenhausen — anzutasten, indem er sein bisher auf die Gemeinde Trogen beschränktes Kollaturrecht auf ganz Außerrhoden postulierte. Trotz des unentschiedenen Ausgangs eines damals bestellten Schiedsgerichtes wagte der Abt nicht mehr, mit Entschiedenheit seine Forderungen zu erneuern und Außerrhoden wurde nicht mehr mit dergleichen Begehren belästigt.

Man darf sich übrigens fragen, ob diese Episode wohl nicht besser in den unmittelbar darauf folgenden sogenannten Tannerhandel hineingearbeitet worden wäre, mit dem sie im engsten innern Zusammenhang steht.

Dieser Tannerhandel stellt ein religiös-politisches Gezänke — eine Erscheinung, wie sie damals allgemein die Eidgenossenschaft durchzuckte, — mit dem andersgläubigen Nachbar dar. Den Anlaß gab die Existenz römisch-katholischer Elemente auf dem reformierten Boden Außerrhodens, für welche Innerrhoden, ohne irgendwie Gegenrecht halten zu wollen, Toleranz forderte. Diese Bestrebungen Innerrhodens verkörperten sich vornehmlich in dem militanten Hauptmann und spätern Landammann Konrad Tanner aus Appenzell, einem Manne, von dem uns übrigens Kürsteiner ein durchaus dürftiges Bild entwirft. Wir erfahren nicht einmal, daß er konvertierter Protestant gewesen sei, was doch zur Charakterisierung seiner Handlungsweise unbedingt nötig gewesen wäre.

Trotz eidgenössischer Intervention, trotz fortgesetzter Vergleichsversuche auf den Tagsatzungen der Jahre 1598 und 1599 wiesen die von Zürich aus inspirierten äußern Rhoden alle Zumutungen einer bedingungslosen Toleranz energisch ab. Selbst die Sentenzen eines im Mai 1599 zu Herisau versammelten eidgenössischen Schiedsgerichtes fanden vor den Augen der ob der Angriffe auf ihre Souveränität erzürnten Landsgemeinde keine Gnade. Dieser feste Wille von Außerrhoden und die lebhafteste Unterstützung von Zürich und der andern evangelischen Orte vermochte schließlich den harten Widerstand Innerrhodens und der V Orte zu brechen. So endigte der Streit zu Gunsten der äußern Rhoden, welche es durchsetzten, daß diejenigen, welche dem katholischen Bekenntnis treu bleiben wollten, ihr Gebiet allmählich räumen mußten.

Zwei kleinere Abschnitte des ersten Hauptteiles beschäftigen sich noch mit der Art und Weise, wie sich die beiden Halbkantone bei offiziellen Anlässen — Vortritten an der Tagsatzung, Besetzung gemeinsamer Landvogteien u. s. w. — zueinander verhielten. In den östlichen Grenzgebieten des Kantons — in der Umgebung von Oberegg, Hirschberg und Stechlenegg — wo die Anhänger beider Bekenntnisse sich unmittelbar berührten, wurden erst im Jahre 1637 dauernde Zustände geschaffen. Durch die Errichtung neuer Kirchen und der bis zum Jahre 1858 beibehaltenen Sitterschranke suchte man dann das junge Staatswesen auf religiösem und politischem Gebiete zu konsolidieren.

Der zweite Hauptteil der Arbeit behandelt Außerrhoden als Glied der Eidgenossenschaft, zunächst in einem ersten Abschnitt den Zeitraum von 1597—1618. Wir werden darüber belehrt, wie Außerrhoden am Bündnisse mit Frankreich teilnahm, wie es sich gelegentlich auch für Fragen eidgenössischer Politik, namentlich in Bezug auf Bern, Genf und Wallis, interessierte und wie es bestrebt war, z. T. in engem Zusammenschluß mit der Stadt St. Gallen, die durch das spanische Bündnis heraufbeschworenen Durchzüge fremden Kriegsvolkes von seinem Gebiete fern zu halten, wie es auch in die innern Krisen, welche die Eidgenossenschaft damals durchmachte, namentlich in den Gachnanger- und den Münsterhandel eingriff.

Im zweiten Teile dieses Abschnittes wird uns Außerrhoden während der Zeit des 30jährigen Krieges geschildert, wo das Ländchen im Verein mit der Stadt St. Gallen als wichtiger Außenposten der evangelischen Eidgenossenschaft angesehen wurde. Aber erst die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1622 in Graubünden veranlaßten Außerrhoden zu direktem Eingreifen, d. h. zu einer Hilfsaktion an die Evangelischen daselbst. Im weitern werden die verschiedenen Bedrohungen des eidgenössischen Gebietes durch die Kriegführenden mit spezieller Bezugnahme auf Außerrhoden behandelt, wobei sich ergibt, daß dieses Staatswesen öfters, gemeinsam mit Innerrhoden, sowie dem Abt und der Stadt St. Gallen die Initiative zur Sicherung des von beständigen konfessionellen Zwistigkeiten heimgesuchten Rheintales ergreifen mußte. Bei dieser Gelegenheit wird auch auf die ersten Versuche eines gemeinsamen Defensionalwerkes aufmerksam gemacht. In einem Schlußworte wird die durch die Trennung hervorgerufene Bedeutung von Außerrhoden nochmals kurz zusammengefaßt.

Die Arbeit beruht auf gründlichen archivalischen Studien. Die einschlägigen Partien der Archive zu Trogen, Herisau, Zürich, Bern, Luzern, St. Gallen und Basel sind vom Verfasser sorgfältig herangezogen worden. Die Quellen sind sachgemäß und nicht ohne Geschick verwertet. Auch die Darstellung ist im ganzen genommen klar und gut lesbar.

Was aber den Aufbau der Arbeit betrifft, so sind folgende Aussetzungen zu machen: Die Einleitung ist etwas zu kurz geraten; anstatt, anknüpfend an die schon erwähnte Monographie von Dr. Karl Ritter,

einen kurzen Überblick über die Verhältnisse in Appenzell während der Jahre 1588—1597 zu bieten, begnügt sich der Verfasser mit ein paar allgemeinen Bemerkungen über In- und Außerrhoden.

Ferner wäre eine Erläuterung des Landteilungsbriefes vom Jahre 1597 am Platze gewesen. Diese Lücke macht sich in der ganzen Arbeit fühlbar und erschwert das Verständnis gelegentlich recht stark. Beinahe noch unbegreiflicher erscheint es uns, daß der Verfasser eine Darlegung des wichtigen Vertrages zwischen den innern und äußern Rhoden über Religionsangelegenheiten vom 24. April 1588, wodurch ein Beschluß der Landsgemeinde vom 6. August 1524 erneuert wurde, für überflüssig hielt. Die kurze Erörterung des ersten Artikels, die auf Seite 22 endlich folgt, ist eine viel zu ungenügende Erläuterung dieses auf den ersten 50 Seiten der Arbeit beständig erwähnten Vertrages. Hier wäre in der Einleitung ein näheres Eingehen auf diesen Vertrag unerläßlich gewesen, der im 3. Teile des 3. Bandes der «Urkunden zu Joh. Kasp. Zellweger's Geschichte des Appenzellischen Volkes» oder — nach einer andern Zählung — im 7. Bande desselben Werkes abgedruckt ist. (Der Verfasser zitiert irrtümlich Bd. V.)

Auf ähnliche Lücken stoßen wir noch da und dort. Auf Seite 15 wird z. B. ohne jede Erläuterung auf den nicht ohne weiteres verständlichen sogenannten «Gruberhandel» vom Jahre 1589 angespielt und dabei mit dem Satze: «Erinnern wir uns, wie im Jahre 1589 der Erfolg der katholischen Bemühungen in Grub von jener Partei gewertet worden war,» einfach auf die Arbeit Ritters verwiesen. Wir erfahren dabei nicht einmal, daß es sich damals um Kollaturansprüche des Abtes von St. Gallen an die Kirchgemeinde Grub handelte. Desgleichen werden auf Seite 45 die Anstände des Bischofs von Konstanz mit der Gemeinde Arbon herangezogen, ohne aber mit einem einzigen Worte die vom Bischof Andreas von Österreich gegen den reformierten Teil der Bevölkerung von Arbon geführte Politik zu charakterisieren. Ebenso hätten die auf Seiten 45, 80 und 81 nur flüchtig erwähnten Genfer Verhältnisse eine etwas nähere Auseinandersetzung verdient, deren innerer Zusammenhang mit den Appenzeller Streitigkeiten aus dem dort Gesagten keineswegs hervorgeht. Auf eine kurze Wiedergabe schon bekannter Tatsachen sollte, wenn es, wie hier, notwendig erscheint, niemals verzichtet werden.

Mit diesen Aussetzungen, die sich meist auf die Struktur der Arbeit und auf einen gewissen Mangel an Sorgfalt bei der Darstellung der als bekannt vorausgesetzten Tatsachen beziehen, soll aber das Verdienst des Verfassers nicht herabgesetzt werden. Dieses besteht darin, die zur Zeit der Gegenreformation in Außerrhoden bestandenen Schwierigkeiten, die ihren Höhepunkt im Tannerhandel erreichten, analysiert und gewürdigt zu haben.

Fritz Vischer.

R. STAUB. *Appenzell-A. Rh. in der ersten Epoche des Kantons Säntis (Mai 1798 bis Ende 1799)*. Ein Beitrag zur Geschichte der Helvetik. Zürich. Diss. Herisau 1921. 103 S.

Die Strickler'sche Aktensammlung zur Helvetik, ergänzt durch E. Dунant's « Les relations diplomatiques », bilden die Grundlage für jede Arbeit über die Zeit von 1798—1803; durch sie ist der allgemeine Gang der Geschichte jener Zeit, die gesamte Tätigkeit der einheitsstaatlichen Behörden festgelegt. Eine Erweiterung und Ergänzung des Stoffgebietes kann indessen noch durch detaillierte Erforschung der Lokalgeschichte, der Begebenheiten in Kanton, Distrikt und Gemeinde geboten werden. Ihre Aufgabe werden solche Arbeiten vor allem darin sehen müssen, den Gang der Verwaltungsmaschinerie zu schildern, die Ausführung, bezw. Nichtausführung der von den Zentralbehörden erlassenen Gesetze und Verordnungen, ihre Rückwirkung; weiter an Hand von detailliertem Material die wirtschaftliche und militärische Lage der Kantone, die Stimmung des Volkes, die Belastung durch die französische und österreichische Besetzung u. s. w. Eine solche Darstellung für jeden Kanton und seine Distrikte würde unsere Kenntnis der Helvetik gewiß bereichern und die bekannten großen Linien beleben, würde namentlich darüber orientieren, wieweit die helvetische Legislatur und Organisation im Einzelnen zur Durchführung gekommen sind u. s. w. Unbedingte Voraussetzung für eine solche Darstellung ist die genaue Kenntnis der vorliegenden Probleme, der Strickler'schen Aktensammlung und der wichtigen Bearbeitungen der Helvetik und der einzelnen Verwaltungszweige, damit die Spezialarbeit ergänzend in die allgemeine Darstellung eingreift.

Die Dissertation von R. Staub für das Gebiet von Appenzell A.-Rh. genügt solchen Anforderungen keineswegs, am besten noch in den Abschnitten über das militärische Gebiet. Viel Raum wird durch selbst für die Lokalgeschichte kaum wertvolle Aufzählung verloren. Wichtige allgemeine Literatur kennt und benutzt er nicht; die gedruckte Literatur zitiert er wenig, noch weniger das ungedruckte archivalische Material. Die Arbeit Staubs bedeutet keine große Bereicherung unserer Kenntnis der Helvetik.

S o l o t h u r n.

H. B ü c h i.